

5. Rundbrief, Oktober 2009

Katharina Philipp
Projekt Salem Brotherhood Uganda / Mbale
Dienstzeit: 19 Monate

Liebe Freunde und Verwandte, liebe Unterstützer,

schon wieder sind 3 Monate vergangen, und ich melde mich wieder bei euch, um euch von Neuigkeiten von meiner Seite während meines Dienstes in Uganda zu berichten. Vorneweg möchte ich mich bei vielen Leuten für die positiven Reaktionen auf meinen letzten Rundbrief bedanken. Es ist schön, zu wissen, dass meine Gedanken von vielen Menschen gelesen werden und viele Menschen interessieren. Ich glaube, dass diese ideelle Unterstützung fast wertvoller ist, als die finanzielle Unterstützung...

Mir geht es gut hier in Uganda, und die letzten 3 Monate sind so schnell umgegangen! Manchmal denke ich schon daran, dass ich mich ja im Januar hier verabschieden muss, und kann es mir noch gar nicht vorstellen. Nicht nur die Menschen, sondern auch das Leben hier, selbstverantwortlich

in der WG, ist mir sehr wichtig geworden. Langsam verstehe ich Leute, die einfach nicht mehr aus Uganda weggehen...

Mitte September habe ich das erste Seminar zum Thema „Alternatives to Violence“ (Alternativen zu Gewalt) gemacht. Dieses Training ist von der Makerere University organisiert. Es gibt ein Anfänger- und ein Fortgeschrittenenlevel, und nach dem dritten Seminar kann man die beiden ersten Level selber unterrichten. Auch wenn ich inhaltlich recht wenig gelernt habe (weil ich mich mit diesem Thema in Deutschland schon beschäftigt habe), war es sehr spannend, mit vielen ugandischen Leuten ein solches Seminar zu machen, ein Gruppengefühl zu bekommen und Offenheit zu erleben.

In diesem Rundbrief werde ich wie gewohnt von meiner Arbeit berichten, und dann wieder von anderen Dingen, die mich gerade bewegen!



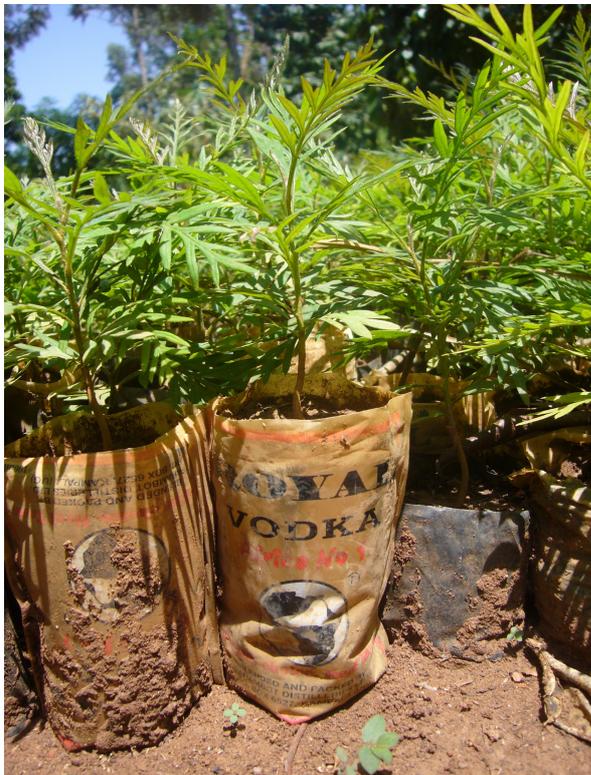
Arbeit im Projekt

Dadurch, dass Vanessa, die australische Freiwillige, jetzt zusammen mit mir im Aufforstungsprogramm arbeitet, hat sich viel geändert. Zwei Köpfe zusammen sind mehr als zwei Köpfe einzeln – wenn wir zusammensitzen und Kaffeetrinken sprudeln die Ideen praktisch nur so aus uns raus. Unser ganzes Wohnzimmer ist jetzt mit Flipchart-Postern tapeziert: „The wall of hopes and dreams“ – Die Wand der Hoffnungen und Träume. Aufgeschrieben werden alle Ideen zu bestimmten Themen: Die Umweltclubs in den Schulen, die Community-Arbeit, Fundraising und Öffentlichkeitsarbeit, Jugendgruppen, aber auch: Reisen, Rezepte und Partys!

Martha war für zwei Monate nicht da, weil sie als Research-Assistant im Mount Elgon Office (Nationalpark) arbeiten konnte. Vanessa und ich haben uns also alleine im Aufforstungsprogramm wieder gefunden. Das kann man durchaus kritisch sehen: zwei Weiße in den Communities! Ich würde sehr gerne mit jemandem Einheimischen zusammenarbeiten, aber anscheinend sieht Salem das anders. Martha wird im Oktober, wenn ihr Vertrag endet, von Salem weg gehen. Erst wollte sie den Vertrag noch verlängern, das steht jetzt aber außer Frage. Das ist verständlich, sie wurde nicht immer gut und respektvoll behandelt, Freiwillige sind eben das letzte Glied in der Kette, besonders als Frau, und das wurde ihr eigentlich in jedem Gespräch mit dem Salem Management gezeigt. Da fällt es mir doch manchmal schwer, das zu akzeptieren und so wenig wie möglich zu bewerten und ich merke, wie anders es doch ist, in Beziehungen zwischen Vorgesetzten und Arbeitern, aber auch zwischen Mann und Frau.

Auf jeden Fall heißt das für Vanessa und mich, dass wir ab Oktober allein im Umweltprogramm arbeiten, und dass, wenn wir im Januar gehen, die Arbeit sehr wahrscheinlich in Salem nicht weitergehen wird. Salem – Uganda zeigt auch nicht das größte Interesse an dem, was wir tun, leider. Aber wenn man sich darüber klar wird, dann kann man versuchen, so zu arbeiten, dass es doch weitergeht, unabhängig von Salem. In den Dörfern, mit interessierten Leuten! Und in den Schulen, mit Biolehrern und den Umweltclubs!

Wir sind also raus aus dem Salem gegangen, haben in jedem Dorf ein großes Treffen für alle Bewohner organisiert und haben über Bäume gesprochen und über die Idee, eine Community-Group, eine Umwelt-Gruppe in jedem Dorf zu gründen. Und zwar mit den interessantesten Leuten. Es hat super geklappt.



Directrecycling in einer Community-Baumschule



Tea-Time bei einem Community-Treffen im Dorf

Community-Work

Ich glaube, es ist echt schwierig zu beschreiben, worauf es bei der Arbeit mit der lokalen Bevölkerung ankommt. In Deutschland gibt es keine Communities wie in Afrika. Hier gibt es keine wirklichen Dörfer, in denen ein Haus neben dem anderen steht und man direkte Nachbarn hat. Stattdessen sind die Häuser in der ganzen Landschaft verteilt, manchmal sind es 400-500 Meter zum Nachbarn, und dazwischen liegen die Felder und Gärten, wo Essen angebaut wird oder die Kühe und Ziegen (angebunden) grasen. Einen richtigen Dorfkern gibt es nur in größeren Dörfern, und dort sind dann meistens ein kleiner Markt und ein paar kleine Läden.

Manchmal hat eine Community nur eine Wasserstelle, und oft ist sie weit weg. Die Einwohnerzahl von „unseren“ Communities, mit denen wir zusammenarbeiten, variiert zwischen 200-700 Einwohnern.

Die Sorgen dieser Menschen sind sehr verschieden zu den Menschen in den Städten oder auch in Salem. Es geht ums Überleben, die Leute sind vom Ertrag ihrer Felder abhängig, die Kinder tragen Wasser und sammeln Feuerholz zum Kochen, jeder versucht, durch einen kleinen „Business“ etwas Geld einzubringen. Ob ein kleines Brett mit Tomaten und Auberginen zum Verkauf, Fahrrad- oder Schuhreparatur, Ziegelsteine brennen, irgendwelche Handarbeiten aus Bananenblättern, ein Friseursalon im Freien oder: Baumschulen!

Die Arbeitslosigkeit ist groß, die Bildung gering. Trotz der kostenfreien Grundschulen (die bis Klasse 7 gehen) gehen nur ca. 70% der Kinder in die Schule. Uniform und Hefte kosten immer noch Geld, und was sollen die Kinder abends essen, wenn sie nicht den ganzen Tag gearbeitet haben? Und selbst wenn sie zur Schule gehen: In großen Klassen mit 130-200 Kindern lernt man nicht viel, es ist reines Wiederholen und Frontalunterricht. Viele Menschen sind HIV-positiv, und manche Familien bestehen aus einem Mann, 3 Frauen und 25 Kindern. Die Bevölkerung wächst rasant, Land wird knapp und durch die Umweltprobleme unfruchtbar und dadurch wertlos. Der Alkoholkonsum besonders bei Männern ist groß, Uganda ist eins der Länder mit dem größten Alkoholkonsum pro Kopf.

Soviel zu einer kurzen Beschreibung der Situation in den Communities. Mit unserer deutschen Mentalität wäre es glaube ich schlimm, mit Depressionen und dergleichen... Geht man jedoch hier aus Salem raus, wird man freundlich begrüßt, Menschen lachen, haben einen sehr speziellen Humor und glauben: Gott hat einen Plan. Alles ist für Gott.

Natürlich gibt es Mutlosigkeit (besonders unter Jugendlichen) und auch Kriminalität, es ist natürlich auch nicht leicht, wenn so viele verschiedene ethnische Gruppen (Baganda, Bagishu, Bagwere, Iteso, Basoga) so eng zusammenleben. Es gibt zwei Seiten: Manchmal denke ich, da sind Leute, die nichts haben und alles geben, die teilen, im Augenblick leben. Und dann gibt es aber auch Leute, die einfach nur für sich und wenn es hoch kommt die eigene Familie leben. Sie bestehlen ihre Nachbarn, denken nur an Geld und sind neidisch auf die, die mehr haben. Das möchte ich alles gar nicht bewerten, es gibt zu viel, was ich noch nicht durchschauen kann, auch nach einem Jahr nicht.

Was man auch im Hinterkopf haben sollte, ist, dass alle etwas älteren Leute das Idi Amin Regime miterlebt haben. Die, die vielleicht aus dem Norden eingewandert sind, haben möglicherweise gesehen, wie die eigenen Eltern vor ihren Augen umgebracht wurden. Manche Leute haben auch die Kolonialzeit miterlebt. Sie kennen Weiße als Missionare, als Lehrer, als Leute, die den Glauben gebracht haben, den Schwarzen weit voraus sind, und alles besser wissen.

Aber jetzt, nach einem Jahr, macht es so viel Spaß in den Communities zu arbeiten, und andauernd kommen Komplimente wie: so ist noch keine Weiße hier in die Communities gekommen... Eigentlich hat alles angefangen, dass ich mit zerfetzten Kleidern die Rolle eines kleinen hungrigen Kindes in unserem Drama gespielt habe. So haben die Leute mich kennen gelernt, und im Nachhinein war das die beste Methode! Das wusste ich damals zwar noch nicht, aber jetzt merke ich es. Die Leute machen mit, wie oft sitzen wir im Kreis auf der Wiese, und reden über Umwelt und Bäume! Am Anfang boten sie mir noch einen Stuhl an – aber warum sollte ich als einzige auf einem Stuhl sitzen, noch dazu als Frau?

Die Kinder haben aufgehört, mich Mzungu zu nennen... Die Leute wissen, dass ich Freiwillige bin, von ihnen lernen möchte, und dass ich kein Geld habe, was ich einfach jedem beliebig verteilen kann. Das Bild, was sie von mir haben, stimmt nicht mit dem allgemeinen Mzungu-Bild überein. Und wenn ich es mir recht überlege, das ist die Friedensarbeit, das interkulturelle Lernen, wegen dem ich hier bin. Nicht das Verändern, sondern das Lernen, nicht das Durchsetzen meines deutschen Kopfes, sondern das Offenwerden beider Seiten, das Sich-Verändern-Lassen und Einlassen, dass ist es, was ein Friedensdienst mit Eirene für mich bedeutet.

Es gibt manche Dinge, die man einfach beachten muss. Zum Beispiel ist es völlig sinnlos, ein Meeting am Vormittag einzuberufen, wenn es gerade Erntezeit ist. Es ist auch völlig sinnlos, bei starkem Regen am verabredeten Ort zu erscheinen.



Yusuf: Pflanzt Bäume für eure Zukunft!

In unseren 6 Dörfern haben wir jetzt Umweltgruppen, die im November anfangen werden, eigene Baumschulen anzulegen. Im November? Ja, dann sind die Setzlinge nämlich fertig, wenn es im nächsten April anfängt zu regnen.

Bis dahin treffen wir diese Gruppen regelmäßig und versuchen, so viel Wissen wie möglich zu vermitteln. Es gibt verschiedene Workshops oder Informations-Meetings: Welche Bäume passen in welche Landschaft / welchen Garten, wo kann ich die Samen einsammeln? Was ist Kompost, wie lege ich ihn an, wozu ist er gut? Es gibt eine Reihenfolge: Samen müssen natürlich eingesammelt werden, wenn es die Saison ist, der Kompost muss früh genug angelegt werden, damit er im November, wenn wir die Baumschule starten, fertig ist. Zwischendrin zum Auffüllen gibt es auch einfache Theorie-Stunden über den Klimawandel, oder auch Filme über den Mount Elgon, dessen Wald sehr wichtig für die Regenformation bei uns ist.

Bei solchen Workshops vermeide ich es generell, dass ich alles leite. Einer findet sich immer, der weiß, was Kompost ist oder wie man ihn macht. Und eigentlich weiß die ganze Community auch, warum Bäume wichtig sind. Ich denke, dass es gut ist, bei diesem Thema eher übersensibel zu sein. Keiner soll denken, dass ich die bin, die alles weiß!

Was ich sehr toll fand, ist, dass die Leute selber plötzlich Ideen bekamen, was sie noch alles interessiert. Natürliche Medizin, Imkerei! Alles hat mit Umwelt zutun, und deshalb fand auch Anfang Oktober ein Workshop zum Thema Natürliche Medizin statt. Bald folgt einer über Imkerei. Die Fachkräfte dazu sind Salem-Mitarbeiter, die von anamed (www.anamed.net) ausgebildet wurden.

Einer unserer Mobiliser, Yusuf, der auch ein Salem Mitarbeiter im Security-Sector ist, ist begeisterter Umweltaktivist und begleitet uns ehrenamtlich überall hin. Wenn er redet, hören die Leute zu, und er ist ein lebendes Beispiel dafür, dass es möglich ist, in ein paar Jahren einen tollen Wald mit mehr als 100 Baumarten zu besitzen, und damit einen großen Beitrag für unsere Umwelt zu leisten.

Ich weiß, dass diese Ideen in den Communities weitergehen werden. Auch wenn es in Salem in dieser Form keine Umweltsarbeit mehr geben wird, wenn wir weg sind, in den Communities wird es weitergehen, mit Unterstützung von Yusuf. Und schließlich kann eine Baumschule auch ein Einkommen für die Gruppenmitglieder bedeuten.

Unsere Aufgabe ist jetzt, dass so viele Leute so viel wie möglich über Bäume, Baumschulen-Management und Umwelt erfahren.

Umweltclubs in den Schulen

Einmal in der Woche treffen wir jetzt auch die 3 Primary-Schools, mit denen ich schon zuvor zusammengearbeitet habe. Mittwochs, donnerstags und freitags gehen wir also in die Schulen, treffen einen Biolehrer und jeweils 20 interessierte Kinder und machen alles, was sie über Umwelt interessiert. Bäume pflanzen, Kompost, Spielzeug aus Müll, Touren durch Salem und die Baumschule, Dorf-Rallyes mit Fragen zur Umwelt, und natürlich viele Spiele!

Die Lehrer sind interessiert und die Kinder natürlich auch, und viele wissen schon sehr viel!

Natürliche Medizin in den Tropen

Anfang Oktober fand dann unser Workshop in Natürlicher Medizin in den Tropen statt. Es war ein wahrer Erfolg, und manche Teilnehmer beschwerten sich sogar trotz des kleinen Kostenbeitrags darüber, dass es nur einen Tag gedauert hat. Deshalb wird im November ein zweiter Workshop zu diesem Thema stattfinden. Geleitet wurde das Seminar von Tony und Fladia, die in Salem arbeiten und von anamed ausgebildet wurden. Martha und ich haben es nur organisiert.

Am Vormittag gab es ein bisschen Theorie, das ist wichtig, denn viele Leute verbinden mit dem Begriff „Natürliche Medizin“ sofort Hexenkraft, Geisterbeschwörung und andere mysteriöse Dinge. „Witchcraft“ ist hier wirklich sehr häufig, die Leute glauben daran und oft finden Meetings zu diesem Thema statt. Krankheiten werden einem „geschickt“ – und sind sie von einem „Witchdoctor“ geschickt, dann kann auch nur ein „Witchdokter“ sie behandeln. Die Natürliche Medizin, die wir in dem Seminar behandelten, hat damit natürlich überhaupt nichts zu tun. Das muss erst klar werden, dazu auch die Rolle eines natürlichen Heilers, dass er/sie zum Beispiel verantwortungsbewusst mit Patienten umgehen muss und auch seine/ihre Grenzen erkennen muss.

Es folgte ein Rundgang durch den Kräutergarten von Salem, wo viel Lemon Grass, Artemisia annua (eine Beifußart, die sehr wirksam gegen Malaria ist), Aloe Vera, Neem, Papaya, Ananas, Minze und natürlich viele andere lokale Heilpflanzen wachsen. Es folgte ein Tea-Tasting: Wir hatten Neem-, Artemisia-, Lemongrass-, Maulbeeren- und Hibiskustee zubereitet und jeder durfte mal probieren.



Kräuter zerstampfen...



- erhitzen in Öl...



- filtern...



- und fertig sind die Salben und Öle!

Wie in Deutschland gibt es fast keine Pflanze hier, die nicht irgendeine Heilwirkung hat. Viele wirken stimulierend auf das Immunsystem, was besonders in Bezug auf HIV/Aids wichtig ist. Verbrennungen begegnet man mit dem Aloe-Vera-Saft, Hautkrankheiten mit Neem-Öl, bei Rheumatismus hilft Chilli-Salbe, ein Tee aus jungen Mangoblättern gegen Durchfall, wenn man die Dämpfe eines Asthmakraut-Aufgusses einatmet hilft es gegen Asthma...

All dies ist Wissen, das mit der Zeit (eigentlich wie in Deutschland) hier verloren ging. Überall wird für Tabletten, Antibiotika und Paracetamol von irgendwelchen großen Pharma-Konzernen geworben. Diese Medikamente bilden eine Abhängigkeit und sind teuer. Die Globalisierung äußert sich natürlich auch in diesem Bereich.

Oft werden Auszüge aus genau den Heilpflanzen verwendet, die bei uns vor der Tür wachsen. Eine Rheumasalbe im Geschäft ist aus einem Chilli-Auszug hergestellt, viele Malariamedikamente aus Artemisin, einem Bestandteil der Artemisia-Pflanze.

Die einheimischen Produkte werden eher verachtet, und alles was aus Europa kommt ist wesentlich besser.

Genau dieser Einstellung wollen wir entgegenwirken, altes Wissen und das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten wiedererwecken, und gleichzeitig die Sensibilität für die Pflanzen und die Umwelt verstärken. Viele Heilpflanzen gehen verloren, weil sich keiner drum kümmert, und damit geht natürlich auch das Wissen verloren.

Im praktischen Teil des Workshops stellten wir dann Chilli-, Aloe-Vera- und Neemsalbe (mit Bienenwachs) her, noch dazu ein „Schönheits-Öl“ aus Lemongrass und Zitronenblättern. Jeder der Teilnehmer durfte eine Dose mit nach Hause nehmen. Im nächsten Workshop wollen wir Seife machen!

Wie die Bush-Regierung es schaffte, in Uganda die Zahl der HIV-Infizierten zu verdoppeln

Nach einem Artikel von Jérôme Cholet

2003 bat George W. Bush den amerikanischen Kongress um 15 Milliarden US-Dollar zur weltweiten Eindämmung von HIV/Aids. Diese Gelder sollten für den Rückgang der Neuinfektionen und für die Behandlung Aids-Kranker in 14 Schlüsselländern, darunter Uganda, eingesetzt werden.

Seit diese Gelder nach Uganda fließen, hat sich die Zahl der Neuinfizierten jedoch verdoppelt.

Warum?

Neue Bedingungen waren an die Hilfe der USA geknüpft: Statt Kondome durften in Uganda nur noch Abstinenz und Treue propagiert werden.

Der Einfluss der religiösen Rechten der USA ist riesig in Afrika, und sie scheinen die Entwicklungspolitik für sich entdeckt zu haben – zum Nachteil der Partnerländer, wie Uganda.

2005 rief der ugandische Präsident Yoweri Museveni alle von der Regierung kostenlos verteilten Kondome der Marke *Engabu* wegen Produktionsfehlern zurück. Unmittelbar danach folgten Abstinenz-Apelle und: Versorgungsengpässe mit Kondomen.

Die Aids-Rate in Uganda (ca 82 Mio Einwohner) fiel 1992-2002 laut Nationaler Aids-Kommission von 30 auf 6 % und machte Uganda zum Musterstaat für den ganzen Kontinent, dank Kondomen. Denn nachdem sich das HI-Virus entlang der großen Verkehrsstraßen und ihrer zahlreichen Bordelle ausgebreitet hatte (Anfang der 90er

Jahre galten 30,2% der Bevölkerung als infiziert), zog die Regierung die Notbremse und gründete mit dem Kabinett das „Nationale Komitee gegen Aids“, was dann die Versorgung der Infizierten koordinierte. Es gibt mittlerweile mehr als 1000 Nichtregierungsorganisationen, die sich mit diesem Thema in Uganda befassen. Die religiösen Führer des Landes ließen sich überzeugen und stiegen in die Kampagnen gegen Aids ein. Ergebnis war ein rasanter Anstieg in der Kondombenutzung und ein relativ offener Dialog über Aids und auch Sexualität.

Dann legte die ugandische Regierung einen Kurswechsel ein, erzwungen durch die Bush-Regierung, ihren wichtigsten Geldgeber.

Der im Frühjahr 2003 beschlossene „President's Emergency Plan for Aids Relief“ (PEPFAR) erhöhte die bisher zur Verfügung stehenden Mittel um neun Milliarden US-Dollar auf ein Rekordniveau. Um das Geld zu erhalten, mussten „Jungfräulichkeit“, „Abstinenz“ und „moralisches Verhalten“ als eine Mischung afrikanischer und christlicher Werte propagiert werden, jedoch erhielt Uganda bereits 300 Millionen US-Dollar Unterstützung. PEPFAR zielt darauf aus, etwa 60% der derzeit 7 Millionen Neuinfektionen in den fokussierten Ländern zu verhindern. Darüber hinaus sollen 2 Millionen HIV-Infizierte vor allem mit anti-retroviralen Medikamenten behandelt und 10 Millionen Aids-Erkrankte und Waisen betreut werden.

Mehr als 40 Millionen Menschen sind weltweit mit HIV infiziert, davon zwei Drittel in Afrika südlich der Sahara. In den 14 von den USA ausgewählten Schlüsseländern leben 40% der weltweit Infizierten und 70% der betroffenen Afrikaner. Täglich sterben durchschnittlich 11000 Menschen an Aids.

Vor allem die konservativen evangelikalen Gruppen innerhalb der USA drängten darauf, dass die Bekämpfung der weltweiten Pandemie wieder auf die Agenda gesetzt wurde. Sie forderten ihren Präsidenten George W. Bush, einen neugeborenen Christen, zum Handeln auf.

Doch diese Barmherzigkeit setzte neue Richtlinien und klare Grenzen.

Erstens ist ein Drittel der Mittel zur Prävention daran gebunden, voreheliche Enthaltbarkeit als besten Schutz vor HIV / Aids zu vermitteln, und zwar per Gesetz.

Die US-amerikanische Entwicklungsbehörde fordert, dass sich alle Empfängerländer und Partnerorganisationen an die ABC-Regel halten: „Abstinence, Be faithful, Condoms“, wobei die Verwendung von Kondomen zunehmend an den Rand gedrängt wird. Denn zugleich begannen US-Politiker die Verhütung von Aids durch Kondome infrage zu stellen, so etwa der Präsident von USAID, Randall Tobias.

Laut einem Bericht von „Human Rights Watch“ forderte die US-Regierung Uganda auf, Schulbücher umzuschreiben, und machte konkrete Vorgaben: „Sex vor der Ehe stellt einen Verstoß gegen die Schulordnung sowie jegliche kulturellen Normen dar und ist gegen Ugandas Religion. Sex vor der Ehe ist kein normales Verhalten.“ Und: „Junge Menschen brauchen keine Kondome, sie müssen mit den Fähigkeiten ausgestattet werden, von vorehelichem Sex abzusehen.“

Bei Interviews kritisierten Lehrer, den Schülern nicht mehr zeigen zu dürfen, wie Kondome benutzt werden. Diskussionen um deren Gebrauch wurden unterbunden.



Unsere größte Angst
(aus der Antrittsrede von Nelson Mandela)

Unsere größte Angst besteht nicht darin, unzulänglich zu sein.
Unsere größte Angst ist, grenzenlos mächtig zu sein.
Unser Licht, nicht unsere Dunkelheit ängstigt uns am meisten.
Wir fragen uns selbst: "Wer bin ich denn, dass ich so brilliant sein soll?"
Aber wer bist du, es nicht zu sein?
Du bist ein Kind Gottes.
Es dient der Welt nicht, wenn du dich klein machst.
Sich klein zu machen, nur damit sich andere um dich nicht unsicher fühlen, hat nichts
Erleuchtetes.
Wir wurden geboren, um die Herrlichkeit Gottes, der in uns ist, zu manifestieren. Er
ist nicht nur in einigen von uns, er ist in jedem einzelnen.
Und wenn wir unser Licht scheinen lassen, geben wir anderen unbewusst damit die
Erlaubnis, es auch zu tun.
Wenn wir von unserer eigenen Angst befreit sind, befreien wir automatisch die
anderen.